

Alte Schwarzenburger "Geschichten"

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 42

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

darum schöß er. Und der Hauptmann verzeiht, bedeckt die Sünde... Unmöglich... Und dennoch wahr!"

Freudiger tritt aus dem Hause Angelos. Die Menge schweigt. Er steigt langsam die Dorfstuppe von Tre Pinci



Cossiner Steinhaus mit Steinplattendach. (Cegna bei Locarno.)

hinab, walddwärts, stumm. Auf der Höhe der Treppe sammelt sich die Menge. Leise Rufe: „Evviva!“ Er schaut sich nicht um. Ein lauter Ausruch: „Evviva!...“ Freudiger kniet müde zusammen und verbirgt sich im tiefen Schluchtweg.

Er klimmt mühselig hinunter. Mitten im feuchten Walde, fern dem Därm, wirft er sich ins Gestäude und verbirgt sein Gesicht. Er schluchzt nicht, er atmet nicht... Sein ganzes Wesen, hingeworfen auf die Erde, ist ein Gebet um Ruhe und Vergessen.

Waldvögel schreien unbekümmert und sonnenfroh... es stürzt der Schluchtbach zu Tal... seine Wogen spülen wohl allen Kummer hinab in den tiefen See... sie brechen aus dem Herzen des Berges von Santa Croce... heißt sein Quell nicht der heilsame Brunnen von Tre Pinci? Geht nicht die Sage, daß geheilt werde von Schwermut, wer in seinen Wassern sich bade in der heiligen Osternacht... Die heilige Nacht ist nahe...

„Hauptmann, was ist Ihnen?“ fragt eine bekümmerte Stimme. Wer ist das wohl? Ein guter Geist vom Himmel oder ein böser Geist? Freudiger schaut nicht auf.

„Was fehlt Ihnen, Johannes Freudiger? Warum haben Sie geblutet?“

„Ach, der Vater? Was mir fehle, fragen Sie? Mir fehlt, um es zu sagen, nichts als Ich selber.“ Er richtet sich mühsam auf.

„Was ist Ihnen geschehen? Wie ich sehe, fehlt Ihnen von der eigenen Person wenigstens ein Teil des linken Ohrs.“

„Die Sache ist durchaus belanglos“, bricht Freudiger mit leidenschaftlichem Eifer aus. „Was ist das halbe Ohr, was ist eine Hand, ein Fuß... Ich sage Ihnen ja: Mich selber habe ich verloren in dieser Welt und suche vergeblich, mich wiederzufinden. Und nun ist es zu Ende mit dieser Welt. Ich breche mit ihr, denn ich ertrage sie nicht mehr. Spreche niemand von Verhältnissen. Sehen Sie, ich fühle deutlich: Mein Wesen lebt in einer durchaus andern Welt, als diese Menschen. Tausend Anstrengungen haben meine Absicht, die Welt zu gewinnen, erschöpft und zerschanden gemacht. Nun muß ich auf die Suche gehen nach meinem Ich.“

„Unsere Welt, Freund, ist die Welt von morgen. Dort ist unser Ich.“

Alte Schwarzenburger „Geschichten“.

Ein freundlicher Leser stellt uns ein Exemplar der alten „Heimatkunde des Amtes Schwarzenburg“ von J. J. Jenzer, Sekundarlehrer (aus dem Jahre 1869) zu und macht uns aufmerksam auf die interessanten und humorvollen Hiftörchen im Kapitel „Bilder aus dem Volksleben“. Da das tüchtige Buch — es ist eine der ersten bernischen Heimatkunden — längst vergriffen und die Exemplare selten geworden sind, bringen wir gerne einige der „Geschichten“ hier zum Abdruck. Die erste ist in einer gelungenen Versbearbeitung des Berner Dichters J. Howald verbreitet, ihre Originalfassung dürfte unsern Leser interessieren.

„Einer der originellsten Charaktere des ganzen Amtes war der jetzt noch in Bieler Gedächtnis lebende Christian Beyeler, genannt „Mühlebeyeler“. Er wurde geboren im Jahr 1774 und starb 1824. Dieser war für jene Zeit ein wahres Wunder von Geschicklichkeit auf dem Lande. Ursprünglich Müller, entsagte er diesem Berufe, als ihm einmal ein zersprungener Mühleläufer beide Beine zerschlagen hatte. Er wurde zwar geheilt, behielt aber krumme Beine. Er soll äußerlich gar nicht viel vorge stellt, sondern vielmehr das Aussehen eines Einfältigen (Lächi) gehabt haben; aber in seinen kleinen, dunkeln, stehenden Augen verriet sich ein seltener Geist, und seine groben Hände mit den dicken Fingern waren eigentliche Tausendkünster. Er war später Schreiner, Organist, Glaschleifer, Rechtsgelehrter, Mathematiker und sogar Astronom und sehr oft auch Gastronom. Von seinen Produkten als Schreiner sind noch in vielen Häusern Schränke, Sessel und Fauteuil zu sehen. Ebenso sieht man von seiner Glaschleifertkunst noch in vielen Fenstern des Dorfes runde oder eckige, mit schönen geschliffenen Wappen verzierte Scheiben. Die Glaschleiferei lernte er, als er einst wegen einer falschen Obligation (er hatte auf die Versicherung eines Klienten, es gebe kein Hindernis, den Namen des Bürgen selbst eingeseht und der wollte dann nicht eintreten) drei Monate „Leistung“ (Amtsverweisung) abbüßte. Natürlich ahnte keiner der Glaschleifert in Boudevillers, daß der simple „Guggisberger“, dem sie seiner Gutmütigkeit halber erlaubt hatten, ihr Atelier zu betreten, ihre Kunst ihnen ablerne, sonst hätten sie ihn ohne Zweifel nicht hineingelassen. Kurz, unser „Christi“ brachte diese Kunst mit heim und sie brachte ihm manchen schönen „Bazen“ ein, den er gar wohl brauchen konnte, „weil er es nicht lange bei trockenem Halse aushalten konnte“. — Seine Fertigkeit im Orgelspiel war weit und breit bekannt. Auch der berühmte Erbauer der Orgel im Münster zu Freiburg kannte ihn von dieser Seite und zählte ihn zu seinen Freunden. Beyeler war eben auch in Freiburg, als Moser den Orgelbau beendigt hatte und wurde von letzterem eingeladen, sich auf dem herrlichen Instrumente hören zu lassen. Er ließ sich nicht lange bitten. Sein Spiel zog eine Menge verwunderter Zuhörer herbei und als er, der sich mit Moser einzig glaubte, sich umschaute und aufhören wollte, erfüllte schallendes, nicht enden wollendes „Bravo“, „Bravissimo“-Rufen die Hallen des Domes und der seinerseits Erstaunte mußte wohl oder übel noch Etwas losgeben. Nach dem improvisierten Konzerte wurde er von den erfreuten Freiburgern gehörig fetiert, was ihm nicht weniger gefiel, als seinen noblen Wirten sein „famoses“ Spiel. — Interessant war einmal ein Auftritt in Bern. Er war ein wenig „s'Namärit“ gewesen und wollte als gemach wieder heimzu sich trollen, als ihm in der obern Stadt aus einem geöffneten Fenster die vollen Akkorde eines mächtigen Flügels entgegenkwallten. Er stand still, lehnte seine Arme auf seinen „Steden“, das Kinn darauf und lauschte mit sichtbarem Wohlbehagen den herrlichen Klängen. Der Lauscher wurde oben bemerkt und einige junge Herren im Saale gaudierten sich köstlich an der Stellung und an der ganzen Haltung des „dummen Guggisbergers“. Endlich fragten sie ihn, ob er etwa auch ein Dudelsackpfeifer sei, daß er da so aufmerksam zuhöre. Beyeler ging auf den Spaß ein

und bejahte die Frage, bat jedoch, man möchte ihm den Dudelsack zeigen, einen solchen habe er noch nie gesehen. Die Herren, die sich einen köstlichen Spaß versprochen und sich an dem komischen Erstaunen des „Mannlis“ weiden wollten, luden ihn ein, heraufzukommen. „Ist das jetzt da Dudelsack?“ fragte er, als er das kostbare Instrument erblickte, und alles lachte in ihm vor heimlicher Lust; aber keine Miene verriet seine Gedanken. Auf die Frage, ob er nicht auch Lust habe, ihnen etwas vorzupfeifen, tat er, als fürchte er sich, das Instrument zu berühren. Endlich ließ er sich zwingen, setzte sich und bat, man möchte ihm nun auch zeigen, wie das Ding denn gehe. Ein feiner Herr bemächtigte sich seiner gewaltigen Hände und hieß ihn die Tasten anschlagen. Beim ersten Tone sprang er wie erschrocken auf und nur auf das freundliche Zureden der Damen und Herren setzte er sich wieder, tat aber so ungelent und so tölpisch, daß alle Anwesenden laut auflachten. Doch plötzlich verstummte das Gelächter. Was war das? Ein anderer Geist schien über das Mannli gekommen zu sein. Nach und nach hatten seine ungelenten Finger ihre Steifheit verloren, leicht und geschmeidig glitten sie über die Tasten hin und die rauschenden Klänge des herrlichen Bernermarsches quollen hervor aus den Saiten an die verwöhnten Ohren der erstaunten Zuhörer. Immer mehr hefteten die Züge des Alten sich auf, immer leuchtender wurden seine Augen und als er endlich, nachdem er von Variation zu Variation eilend in wunderherrlichen Uebergängen mit den weichen Molltönen des berühmten Guggisberger Liedes: „'s Breneli ab em Guggisberg“ schloß, erscholl endloser Jubel im Saale und die Reihe des Nüchterns war nun an „Sitti“. Herren und Damen drückten ihm die knochigen Hände und Fragen auf Fragen entkränkten den neugierigen, so angenehm Gefäulchten. „Sitti“ ließ in klassischer Ruhe die Quecksilbernen zapeln, stopfte sich gemächlich seinen Stummel, suchte seinen „Sted“ und die unvermeidliche Tasche und wollte sich trollen. Aber so war es nicht gemeint. Er mußte bleiben, sagen wer und woher er sei. Aber damit pressierte es ihm „nauwe nüt“. Erst als der edle „Dvornor“ im Glase perlte und „Sitti“ seinen trockenen Gaumen angefeuchtet hatte, gab er Bericht und unterbielt nun mit seinen drastischen, köstlichen Wiken die fröhliche Gesellschaft nicht minder, als vorher durch sein prächtiges Spiel. Er sei seines Zeichens ein Müller, sagte er, seitdem ihm aber ein Mühlstein seine „Schüchlen“ zerschlagen, lasse er das edle Handwerk ruhen und beschäftige sich auf andere Weise. Am Sonntag sei er Organist und am Werktag „bald Ebenist, bald Bürolist, bald Schreiner und bald Schreiber.“ Auf die Frage, ob er denn die Orgel schon lange geschlagen? erwiderte er mit komischem Ernst: „Ne 's Gott, Schla-n-i d' Orla, i s p i e l e si nume.“ Ziemlich angehuselt verließ er bei einbrechender Nacht seine neuen Freunde, um seinen Bergen entgegen zu „sicheln“, wie er selber seinen Gang nannte, der seiner krummen Beine halber nicht ganz ordnungsmäßig war.

Merkwürdig waren seine Kenntnisse und Fertigkeiten in der höheren Mathematik und Astronomie. Hierüber besah er die besten Werke selbiger Zeit. Ein noch lebender Augenzeuge versicherte den Verfasser dieser Broschüre, daß er jede Sonnen- und Mondfinsternis, sowie die Planetendurchgänge selbst berechnet habe. Ein fast eben so fähiger Kopf als dieser, Elias Brüllhard von Abligen, fand einmal in einer Zeitschrift die Anzeige und teilweise Berechnung einer totalen Sonnenfinsternis. Wohl wissend, daß er mit diesem Funde seinem Freunde Mühlebeneler eine Freude machen könne, brachte er ihm denselben. Voll Eifer ergriff unser Genie sogleich eine Kreide, fing an, auf dem Tische zu rechnen; als dieser mit Zahlen und Formeln ganz bedeckt war, kniete er auf den Stubenboden und füllte in kurzer Zeit auch diesen mit seinen Hieroglyphen und erst als er auch den Ofen damit bedeckt hatte, fand er das Resultat heraus und sagte, das gäbe keine totale Sonnenfinsternis, sie werde hier höchstens 11 Zoll westlich betragen; er bezeichnete auch ge-

nau den Anfang, die Dauer und das Ende des Phänomens, die Länder und Orte, wo es gesehen werde, wo total, wo partial; aber man konnte mir die Angaben nicht mehr genau mitteilen. Nur das sagte mir jener noch lebende Augenzeuge dieser Berechnung, Beneler habe ihm diese Angaben notiert und mitgegeben, sowie auch dem Elias Brüllhard. Beneler habe die Sonnenfinsternis nicht mehr erlebt, denn er selbst habe sie auf das Jahr 1826 verlegt. Da sei sie eingetroffen und zwar buchstäblich genau, wie ihr Freund sie angegeben hatte. — So soll er eine Zeitlang stets alle Sonnen- und Mondfinsternisse voraus angesagt und dann jedesmal die Erscheinung mit seinen Freunden beobachtet haben. Zur Beobachtung der Sonnenfinsternisse teilte er jeweilen geschwärzte Glascherben aus und trug seine Belehrungen und durch seine freien Ansichten überhaupt viel zur Ausrottung des Aberglaubens bei. — Ein anderer Augenzeuge erzählte mir von der bewundernswerten Genauigkeit, mit der Beneler Distanzen und Körperlängen aus der Ferne geschätzt, so daß er jede Wette, die man deshalb mit ihm eingegangen sei, gewonnen habe. — Wie schade, daß solche immense Talente nicht die entsprechende Ausbildung und Leitung fanden und nur auf sich selbst angewiesen blieben! Beneler wäre unstrittig unter günstigeren Umständen, wenn sich jemand seiner angenommen und ihn hätte studieren lassen, ein berühmter Mann geworden, der seinen Heimatort auch zu heben imstande gewesen wäre, während er so, unter dem Druck ungünstiger Verhältnisse schmachtend, zu früh unterging.“ — (Schluß folgt.)

Konflikt mit dem Monde.

Als mein Himmelschiff den Mond begegnete, das erste mal nach seiner Missetat, da sagte ich zu ihm: Schämen sollst du dich! Was wärest du denn ohne die Sonne? Kein Mensch wüßte was von dir, du bist ja doch zu gar nichts nutz. Immer ist es die Sonne und nur die Sonne, die sich bemüht, dich ins günstigste Licht zu stellen. Was wir von dir wissen, das erzählt uns nur die Sonne. Und was ist dein Dank an diese Wohlthäterin? Daß du dich vordrängst, dich hinstellst und ihre Glorie verdunkelst, ihre Vorzüge in den Schatten stellst — wo es doch deine eigene Dumperheit ist und nicht die ihre, wenn ihr Schein verlischt.

„Ah!“ antwortete mir der Mond, „du spielst auf die letzte Sonnenfinsternis an. Mein lieber Erdensohn, da sollt ihr just einmal still sein und vor eurer eigenen Tür lehren. Wie oft hat eure Erde sich schon neidisch zwischen die Sonne und mich gestellt!“ So daß mein Renommee total verdunkelte und verdarb, ob schon ich ganz unschuldig an den Flecken und Schatten war, weil es d e i n e gewesen sind, die du mir verleumderisch angeworfen hast. Habe ich das verdient? Habe ich euch je was Schlimmes getan? Wie ein Kellerloch, ein finsternes, sind eure Nächte, wenn ich nicht das Licht, das mir die Sonne schenkt, freundlich zu euch hinabschickt! — Und ihr klagt mich, dessen Leib einmal auf etliche Minuten vor ihrem Antlitz stehen mußte — des Undankes gegen die Sonne an?!“

Als der Mond so gesprochen, da habe ich denken müssen an die lieben Vollmondnächte, habe mich geschämt und mir vorgenommen, fürder das Unschuldigen bleiben zu lassen. (Aus Peter Rosegger: Heimgärtner's Tagebuch. Verlag v. Staackmann, Leipzig.)

Brandstifter und Feuerlöcher.

Die deutschnationale Heze gegen das Kabinett Birth, welche dank dem Mord an Erzberger jeden moralischen Kredit verloren hatte, erhielt plötzlich neue Nahrung durch den Entscheid des Völkerbundes in der oberschlesischen Frage. Es braucht niemand zu zweifeln, daß der Entscheid so gerecht als möglich ausgefallen ist, und doch bedauert jedermann aufs tiefste, daß die innerpolitische Auswirkung der Ent-